

„Won't you share your dollar with me?“

Predigt über Mt 6,19-24, Universitätsgottesdienst am Sonntag Trinitatis, 11.06.2017

Jesus-Christus-Kirche, Berlin Dahlem

Torsten Meireis

Friede sei mit Euch und Gnade von dem, der da ist, und der da war, und der da kommt. Amen

I need a dollar, dollar, dollar is what I need, I need a dollar, dollar, dollar is what I need, I need a dollar, dollar, dollar is what I need, and if I share with you my story won't you share your dollar with me?

Liebe Gemeinde, wenn der Wunsch nach einem Dollar nicht von Aloe Blacc, sondern, sagen wir, einem jungen Mann in der S-Bahn kommt, hört er sich anders an: „Ick wünsche Ihnen eenen schönen juten Tag ick bin obdachlos und bin dankbar für n bißchen Kleingeld für n Kaffee oder n Frühstück“ – wer von Ihnen hat noch nicht einen jener oft drogen- oder alkoholkranken Menschen erlebt, meist abgerissen und übel riechend, die einen in der S-Bahn anbetteln? Und das nicht so melodisch und angenehm tun wie Aloe Blacc in seinem Dollar-Song? Und dennoch natürlich genau das wollen: Geld, mit dem sie über den Tag kommen, den dringend benötigten nächsten Korn, den dringend benötigten nächsten Schuss, etwas zu essen oder zu trinken kaufen können. Ich stehe immer ein bißchen hilflos vor ihnen, denn ich sehe das, was mir als Elend erscheint, und in meine wohlgeordnete bürgerliche Welt so gar nicht passt, und ich denke, dass dies Unglück und die Verfallenheit an die Sucht doch bitter ist – aber der Mensch, der da vor mir steht, will kein Mitleid und wahrscheinlich auch keine guten Ratschläge, sondern am liebsten einen Euro. Und ist das so falsch, einen Euro zu wollen?

Der Predigttext, den wir in der Reihe über die Bergpredigt heute bedenken, scheint für Aloe Blaccs Wunsch nicht allzuviel Sympathie zu haben:

„Sammelt euch nicht Schätze auf der Erde, wo Motte und Rost zerstört, und wo Diebe durchgraben und stehlen; sammelt euch aber Schätze im Himmel, wo weder Motte noch Rost zerstört, und wo Diebe nicht durchgraben noch stehlen; denn wo dein Schatz ist, da wird auch dein Herz sein. Die Lampe des Leibes ist das Auge; wenn nun dein Auge einfältig ist, so wird dein ganzer Leib licht sein; wenn aber dein Auge böse ist, so wird dein ganzer Leib finster sein. Wenn nun das Licht, das in dir ist, Finsternis ist, wie groß die Finsternis! Niemand kann zwei Herren dienen; denn entweder wird er den einen hassen und den anderen lieben, oder er wird einem anhangen und den anderen verachten. Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon.“

Klare Worte, so scheint es. Nichts ist es mit dem Dollar. Weder darf ich ihn sammeln noch darf ich ihn behalten. Wer diesen Text auslegt, muß eine Moralpredigt halten, so scheint es. Aber ist der Dollar wirklich so schlimm? Mir fallen gleich drei Einwände ein – denn Moralpredigten sind bei uns ja wirklich das aller-, allerletzte.

Der erste Einwand zielt auf die Adressaten der Mahnung: Der Sänger will doch gar keine Schätze! Der will doch nur einen Dollar, einen Euro, so wie der junge Mann in der S-Bahn - das ist doch nun wirklich verständlich! Und so geht's uns doch auch, wir wollen doch gar keine Schätze, nur unser Auskommen, kein Elend, vielleicht ein Häuschen, mal in Urlaub fahren, na ok, nicht dauernd auf jeden Euro schauen müssen wäre auch ganz schön. Und unser Text richtet sich doch gar nicht an arme Leute, sondern an Reiche. Darf ich mal fragen, haben wir Reiche unter uns? Und gemeint ist nicht irgend eine übertragene Bedeutung – mit dem US-Komiker Danny Kaye gesagt: "Geld allein macht nicht glücklich. Es gehören auch noch Aktien, Gold und Grundstücke dazu." Also, alle Reichen hier in der Kirche, bitte mal melden! Liebe Reiche, bitte keine Schätze mehr sammeln, ok? Und damit sind wir fertig und kommen zum Lied nach der Predigt.

Ach, hier gibt's gar keine Reichen? Ja, das ist normal. Denn so sehr die meisten Menschen den Umfragen zufolge gerne reich werden möchten, will doch in der Regel niemand als reich gelten. Da geht es uns wie Dagobert Duck, dem Fantastilliardär aus den Disney-Comics. Auch, wenn er jeden Tag sein Geldbad nimmt, findet er selbst sich arm und stets vom Abstieg bedroht. Und obwohl wir doch ganz gewiss nicht so sind wie Dagobert, gilt doch: Die Reichen, das sind die anderen. Das ist übrigens auch schon in biblischen Zeiten so –

am stärksten ist das Lob der Armut im Lukasevangelium, dessen Adressaten der Forschung zufolge im Vergleich besser gestellt waren als die anderer Evangelien. Und wenn es unter uns niemanden gibt, der wirklich reich ist, dann kann diese Mahnung ja auch nicht uns gelten. Dumm ist bloß: Reichtum ist relativ. Und so, wie wir für irgendjemanden gewiss arm sind, sind jedenfalls wir, wie wir hier sitzen, bei allen Unterschieden zwischen uns gewiss für viele Menschen reich oder haben Reichtum in Aussicht: Auch wenn Studierende von ihrem Einkommen her eine Armutsrisikogruppe bilden, sprechen doch ihre Berufs- und Einkommensaussichten eine andere Sprache. Es ist nicht zu leugnen, dass es auch hier in Deutschland bittere, mit Entbehrungs-, Ausschluss- und Missachtungserlebnissen verbundene Armut gibt, aber in den meisten Evangelischen Kirchengemeinden ist sie nicht die mehrheitlich prägende Erfahrung. Insofern werden wir uns nun doch fragen müssen, ob der Text nicht vielleicht doch uns meint.

Ein anderer Einwand wiegt vielleicht noch schwerer, und er richtet sich auf die Verwerfung des Mammon. Das Wort ist vermutlich mit dem 'Amen' in der Kirche verwandt und genauso wie dieses heute benutzt man es damals, um das zu bezeichnen, was schlechthin sicher ist: Man meinte aber mit Mammon Geld oder Vermögen. Aber sind Geld und Besitz wirklich so schlimm? Man kann doch auch eine Menge Gutes damit tun! After all, it's just a dollar. Und Schätze im Himmel sind ja ganz schön, aber irgendwie wenig greifbar, sie zahlen jedenfalls nicht meine Miete. Obwohl die Reichtumskritik in den Schriften des Zweiten oder Neuen Testaments ziemlich scharf auftritt – denken Sie an das Gleichnis vom reichen Jüngling, der auf seinen Reichtum nicht verzichten kann und das Wort vom Kamel, das eher durch ein Nadelöhr komme als ein Reicher ins Reich Gottes – hat unsere christliche Tradition das anders gesehen. In der von Heinrich Bullinger verfassten Confessio Helvetica Posterior von 1566, einem der wichtigsten reformierten Bekenntnisse, heißt es in Artikel 29 ausdrücklich: „Reichtum und Reiche, sofern sie fromm sind und ihren Reichtum recht gebrauchen, verwerfen wir nicht.“ Schon die klassische frühchristliche theologische Untersuchung zum Thema, Clemens von Alexandriens Studie 'Quis dives salvetur?', Welcher Reiche wird gerettet werden, konstatiert: Derjenige Reiche kann gerettet werden, der bereit ist, jederzeit auf seinen Reichtum zu verzichten. In einer Predigt des Jahres 1529 hatte Luther die dem zugrundeliegende Idee knapp, aber prägnant formuliert: „Die Faust soll in Gütern sein, das Herz soll an Gott hängen.“ Und dahinter steht natürlich der Rat des Paulus, der angesichts des Weltendes und der Wiederkunft Christi, die er in baldiger Nähe erwartet, rät, (1 Kor 29ff) die Welt zu gebrauchen, als brauchte man sie nicht.

Das klingt gut und beruhigend. Es geht nur um die Einstellung. Mein Geld kann ich behalten, wenn ich welches habe. Und was das Geben angeht, kann ich mich wieder auf Luther berufen, der meinte, man solle nicht alles weggeben, sondern so sparsam, dass man nächstes Jahr auch noch geben könne. Und ich kann auch Vermögen erwerben, solange nur die Einstellung stimmt. John Wesley, der Begründer des Methodismus hat den Erwerb sogar ausdrücklich in drei Sätzen gepredigt: „Erwirb soviel du kannst!“ Allerdings stand er dem Konsum kritisch gegenüber, sein zweiter Satz hieß nämlich: „Spar soviel du kannst.“ Der dritte leider macht unangenehm ernst mit der Einstellungsfage, er heißt nämlich: Gib soviel du kannst.“ Doch nicht so beruhigend, irgendwie. Wir scheinen nicht nur gemeint in diesem Text, sondern auch noch gefordert, mit der Einstellung ernst zu machen in der Tat.

Der letzte Einwand, der mir einfällt, hat auch mit der Verwerfung des Mammon zu tun. Der Jesus in der Darstellung des Matthäus dämonisiert den Mammon geradezu, behandelt ihn wie eine Person: „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.“ Aber der Mammon ist doch gar kein Herr, so wie Gott, sondern bloß ein Mittel! Von Geld und Schätzen ist da die Rede. Die Dämonisierung ist da doch vollkommen unangemessen. Wie schon gesagt, wir sind ja nicht Onkel Dagobert, der das Geld um seiner selbst willen liebt und sein tägliches Geldbad braucht. Wer von uns dient schon dem Mammon?

Obwohl, wenn ich mich frage, was Geld eigentlich bedeutet, dann kann man auf das schöne deutsche Wort 'Vermögen' kommen. Geld ist Vermögen. Besitz ist Vermögen. Vermögen, das sind, wie Bankleute so schön sagen, Sicherheiten. „Haben Sie irgendwelche Sicherheiten?“ heißt die Frage, wenn man Geld geliehen haben möchte, der Verweis auf Schätze im Himmel wird einen da vermutlich nicht so viel weiter bringen. Vermögen, das ist genaugenommen pure Möglichkeit. Und kann man eigentlich gegen die Optimierung und Maximierung der Möglichkeiten sein, die uns zur Verfügung stehen? Doch wohl nicht.

Junge Menschen, Schüler und Schülerinnen, Auszubildende, Studierende, werden bei uns dazu angehalten

sich möglichst alle Optionen offenzuhalten – nur so können sie in einer Welt bestehen, in der man nicht weiß, was morgen von einem erwartet wird und Flexibilität eine zentrale Tugend ist. Der französische Psychologe Alain Ehrenberg hat darauf hingewiesen, dass die individuelle Selbstverwirklichung und Selbstoptimierung in einer freien Gesellschaft wie der unseren nicht mehr nur Möglichkeit, sondern geradezu wichtigste Pflicht geworden ist. In einer Multioptionsgesellschaft darf der mit Anerkennung und einem guten Leben rechnen, der sich ständig verbessert, der viele Möglichkeiten hat und sie dynamisch nutzt. Wer stehenbleibt, sich fügt, wer bescheiden ist, zufrieden, mit dem, was er hat, der nur dient und gibt, verliert. Deshalb, so meint Ehrenberg, ist die typische Krankheit unserer Epoche die Depression, in der man gar nichts mehr machen kann – und vor allem gar nichts mehr wollen kann. 'La fatigue d'etre soi', die Erschöpfung darüber, ein Selbst sein zu müssen, so heißt das Buch im Original.

Also: Mammon bedeutet Vermögen, Vermögen bedeutet Möglichkeiten, Möglichkeiten sind entscheidend in einer Gesellschaft, in der Selbstoptimierung Pflicht ist. Das gilt übrigens auch und nicht zuletzt auf unseren Märkten. Wie hieß es noch, zum Beispiel im Investmentbanking? „The sky is the limit!“ Alle wissen, dass so etwas im Crash enden kann, aber: wer bremst, verliert, wer sich zufrieden gibt, hat schon verloren. Nichts ist unmöglich, so der Werbeslogan. Und wer's nicht glaubt, muss dran glauben.

Der Kult der Möglichkeiten ist, so gesehen, vielleicht doch ein Mammonsdiener. In der Auslegung des Theologen Karl Barth zählt der Mammon zu den herrenlosen Gewalten, den nicht beabsichtigten Folgen unseres gottvergessenen menschlichen Tuns, die uns wie Naturgewalten entgegenkommen. Niemand hat die Finanzkrise gewollt, niemand die Armut der Armen, niemand den Klimawandel – aber da sind sie doch. Die herrenlosen Gewalten sind nicht wirklich Götter oder Mächte, aber sie beherrschen unsere Wirklichkeit. Und der Kult der Möglichkeiten, des Wettbewerbs und der Selbstverbesserung gehört dazu, er wirkt lebensprägend. „Du bist der Unternehmer Deiner selbst! Verbessere Dich – auf Teufel komm raus!“ Denn wer rausfällt, könnte in der S-Bahn enden. Oder unter einer Brücke. Das will ich doch auf gar keinen Fall.

Ich bin am Ende mit meinen Einwänden. Meine Behauptung, ich sei nicht reich, kann ich kaum aufrechterhalten. Dass ich eigentlich nichts zu geben brauche, weil's nur um die Einstellung geht, stimmt wohl auch nicht, das Geben ist ja gerade die Einstellung. Und den Mammonsdiener als irgendeine überkommene Mythologie abzutun, scheint angesichts unserer selbstgemachten Erfolgswänge, die oft genug in den Crash führen, auch nicht so plausibel. Es scheint so, als seien wir im Lichte dieses Textes nicht nur als Reiche gemeint, nicht nur als Gebende gefordert, sondern auch noch in der Jagd nach den Möglichkeiten im Mammonsdiener verstrickt. Wir sind auch nicht besser als der junge Mann in der S-Bahn, wir haben's nur besser. Also erzwingt der Text doch eine Moralpredigt?

Tja, schon, wenn da nicht die Schätze im Himmel wären. Wenn da nicht Gott, der Vater wäre, von dem der matthäische Jesus uns erzählt, der es regnen lässt über Gerechte und Ungerechte. Wenn da nicht Jesus von Nazareth wäre, der dem Mammon, den Mächten seiner Zeit ihre selbstproklamierte Ewigkeit so wenig geglaubt hat, dass er im Vertrauen auf Gottes Macht sogar den eigenen Tod in Kauf genommen hat. Wenn da nicht Gott, der Geist wäre, der den Mammon als das erweist was er ist, ein Geschöpf unseres eigenen Tuns und damit zwar auch mächtig, aber vergänglich, besiegbar und nichtig. Da ist sie, die Trinität, das Gute schlechthin, das wir heute feiern, der Schatz im Himmel.

Und noch eine Wendung: Denn Jesus Christus, der Versöhner, ist es, der uns in Gott als seine Schätze preist: „Ihr seid das Licht der Welt! Ihr seid das Salz der Erde!“ Es ist dies die erste Botschaft Jesu in der Bergpredigt: Selig seid ihr, auch wenn ihr traurig und hungrig und rechtlos seid. Ihr seid der Schatz Gottes, den ihr nicht erwirtschaften müsst, Licht der Welt, Salz der Erde. Du bist wunderbar. Gott sieht dich und mich und dich auch, und siehe, du bist sehr gut gemacht, auch wo du's schlecht gemacht hast und in Jesus Christus ist Gott uns entgegengekommen, damit wir ihm das glauben können. In diesem Licht ist das ganze Optimieren und Maximieren, die Rede von Gewinnern und Verlierern, vom Zwang zur Selbstverwirklichung und zu immer mehr Erfolg einfach Spinnerei, ein Gespinnst, das wir selbst gewebt haben und in dem wir uns verstricken, aber das Gott zerrissen hat weil Gott in uns so viel mehr sehen will als unseren Erfolg oder Misserfolg, unser Gewinnen und Verlieren, unsere Krankheit und unsere Schwäche, unsere Trauer und unseren Schmerz – egal, wie tief er ist.

Wir erfahren das, wenn wir es erfahren, oft dort, wo wir's nicht erwarten und schon gar nicht verdienen. Einer der jungen Männer in der S-Bahn, der mich anbettelt und – ich sehe wohl müde und niedergeschlagen aus – zu mir sagt: „Na, Leben Scheiße? Dit wird auch wieder besser.“ Und mich tatsächlich tröstet. Wer ist uns der Nächste? Der uns das zu erfahren gibt und dabei die Vorstellung, die wir uns von den Geringsten und den Größten machen, durcheinanderwirft, wie es wohl Jesus selbst getan hat, wenn er von den geringsten Brüdern redet, in denen er als Herr begegnet – sie erinnern sich: Was ihr meinen geringsten Brüdern getan habt, das habt ihr mir getan. Und wir brauchen das, wir sind doch so bedürftig, in all unserem Reichtum. Aber was ist, wenn wir diesen Zuspruch nicht erfahren? Jesus Christus ist das Versprechen, dass ich auch dann einen Schatz habe, wenn die Suche danach völlig aussichtslos scheint.

So wird das Gewebe des Mammon als unseres sichtbar, und wir werden frei. Wer hat das Recht, mich oder dich oder uns als Versager zu beschimpfen, irgendjemanden als Versager zu beschimpfen, wenn Gott uns als das Licht der Welt sieht? Niemand. So sind wir frei, unsere Vermögen, unser Können, unsere Beziehungen zu sehen und einzusetzen für das, was wirklich lohnt, Gott in unseren Schwestern und Brüdern.

Manchmal ist das ganz einfach, sogar in der S-Bahn: And if I share with you my story won't you share your dollar with me? Das ist die heilsame Unterbrechung Jesu: Won't you share your dollar with me?

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als menschliche Vernunft, bewahre Eure Herzen und Sinne in Christus Jesus, Amen.